

General – Kießling – Stiftung
General a. D. Dr. Günter Kießling

Offizierschule des Heeres
Albertstadt-Kaserne
Marienallee 14
01099 Dresden
11. März 2009

Von der Pike auf

(Kurzfassung des am 11. März 2009 gehaltenen Festvortrages aus Anlass der Errichtung der General-Kießling-Stiftung an der Offizierschule des Heeres in Dresden)

Für mich ist dieser Festakt zur Errichtung dieser Stiftung mehr als ein denkwürdiger Tag, ja schon eine Art Krönung meines Soldatenlebens. So werden Sie verstehen, dass ich mich somit nicht mit Dankesworten begnüge, sondern gern der Aufforderung zu einem Festvortrag gefolgt bin.

Da ich zu den wenigen noch überlebenden Soldaten gehöre, die das Werden der Bundeswehr als junger Offizier von Anbeginn mit erlebt haben – und auch ein wenig mitgestalten durfte – möchte ich die Frage nach den Licht- und Schattenseiten ihrer fünfzigjähriger Geschichte voranstellen und bekennen: Die bewundernswerte Leistung der Bundeswehr besteht darin, dass sie nach zehn Jahren totaler Entmilitarisierung der Bundesrepublik von 1945 bis 1955 in wenigen Jahren buchstäblich aus dem Nichts heraus zu einer schlagkräftigen Streitmacht gestaltet wurde, die entscheidend dazu beitragen konnte, den Frieden in Freiheit zu bewahren und die Voraussetzungen für die deutsche Wiedervereinigung zu schaffen. Umso mehr gilt es, auch jene Probleme bewusst zu machen, mit denen wir bis heute nicht fertig geworden sind. Ich möchte hier und heute auf unseren **Führungsgrundsatz „Klare Sprache und klare Begriffe“** verweisen, den wir zu Recht in unseren Führungsvorschriften verankert haben. In der Realität versäumen wir es jedoch zunehmend, Begriffe verbindlich zu definieren und uns einer gerade für das Militär unverzichtbaren Kürze zu befleißigen. Das führt unvermeidbar dazu, dass wir nicht selten aneinander vorbeireden und uns damit den Weg zur Lösung anstehender Fragen verstellen. Dazu gehört auch das Problem der Tradition. Deshalb habe ich mir die Pflege der „bundeswehreigenen Tradition“ zueigen gemacht und dieses im Stiftungszweck verankert. Darin fühlte ich mich umso mehr bestätigt, als sich die Traditionsfrage bereits bei den ersten Überlegungen für einen deutschen Verteidigungsbeitrag stellte. Für die USA, die konkret zwölf deutsche Divisionen forderten, war dieses offenbar kein sonderliches Problem. Das kam in dem Slogan zum Ausdruck: Die Amerikaner wollten „Wehrmacht ohne Hakenkreuz“. Für die deutschen Planer im Amt Blank stellte sich das mehr als schwierige innenpolitische Problem, nämlich die Absage an den „preußischen Militarismus“.

Das dafür entwickelte Konzept unter dem Begriff der „Inneren Führung“ bewegt noch heute die Gemüter. Nicht zuletzt deshalb, weil es auch bei der Diskussion um dieses Problem an klarer Sprache und Begriffen mangelt.

Mit dieser ausgedehnten Einleitung möchte ich Sie darauf vorbereiten, dass ich mich bewusst einer schlichten Wortwahl bedienen werde. Dies umso mehr, als ich mich – vor die Wahl gestellt, auf nur eine Phase meines militärischen Werdegangs abzuheben – mich für den Anfang entschieden habe. Den erlebte ich im Jahre 1940 hier in Dresden. An dieser Stelle stand damals die Friedrich-August-Kaserne, ein Teil der damaligen Infanterie – später Kriegsschule, in der seit 1926 der Offiziersnachwuchs des Reichsheeres herangebildet wurde. Unter denen, die hier ihre militärische Prägung erfuhren, befanden sich viele große deutsche Soldaten, deren wir zu Recht auch heute noch gedenken.

Mit dem Rückblick auf jene Zeit möchte ich nicht nur begründen, was mich zu dieser Stiftung bestimmt hat, sondern auch einige militärgeschichtliche Fragen aufwerfen, die aus meiner Sicht in Vergessenheit geraten. Dazu gehört das Problem der Unteroffiziersausbildung. Das Defizit im Wissen um diese Fragen ist mir deutlich geworden, als ich 1971 in das Amt eines „Generals für die Offizier- und Unteroffiziersausbildung des Heeres“ gestellt wurde. Hier und heute möchte ich mich auf einen wesentlichen Unterschied der Offizier- und Unteroffiziersausbildung konzentrieren. **Offiziersausbildung** war – unabhängig von der Bindung der Offiziere an ihre Regimenter – immer zentral gesteuert, **die der Unteroffiziere dagegen an die Truppe** gebunden. Jedoch gab es da eine wichtige Ausnahme. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurden in den deutschen Kontingenten Unteroffizierschulen errichtet. Sie waren nicht nur Stätten der Ausbildung zum Unteroffizier (wie die heutigen Unteroffizierschulen der Bundeswehr), sondern dienten mehr der Heranbildung einer Elite des Unteroffizierkorps. Das ist ihnen – nicht zuletzt mit der Erweiterung durch (auf die Allgemeinbildung konzentrierten) Unteroffiziersvorschulen gelungen. Dieser Erfolg muss unsere Gegner offenbar derart beeindruckt haben, dass sie im Vertrag von Versailles die Auflösung der Schulen für den Offizier- und Unteroffiziersnachwuchs durchsetzten. Erst vor dem Zweiten Weltkrieg hat sich die Wehrmacht darauf besonnen. So wurde im Mai 1940 hier in der Anlage der alten Infanterieschule wieder eine Unteroffiziersvorschule errichtet. Und ich durfte dabei sein.

Viele meiner folgenden Verwendungen in Wehrmacht, Bundesgrenzschutz und Bundeswehr haben mich geprägt – keine jedoch so stark wie dieses Jahr hier in Dresden. Dabei spielte der erste Tag eine große Rolle. Als ich hier am 5. Mai 1940 eintraf, begrüßte der Kompaniechef jeden einzelnen seiner Rekruten. In einem Buch, das zu meinem 75. Geburtstag durch Prof. Ortwin Buchbender herausgegeben wurde und hier unter meinen Veröffentlichungen ausliegt, habe ich einleitend allen meinen mich prägenden Lehrern gedankt. An der Spitze dieser Liste steht der Name des Hauptmanns Karl Wilke, meines ersten Kompaniechefs.

Um Ihnen einen groben Einblick in die **Probleme der Ausbildung zum Unteroffizier zu jener Zeit** zu vermitteln, will ich in wenigen Strichen Aufgabe und Struktur dieser damaligen Unteroffizierschule skizzieren. Die bestand aus sechs Kompanien zu je 120 Jungschützen (14/15 Jahre alt). An deren Spitze standen etwa 50 Jahre alte Hauptleute der Reserve, alle Weltkriegsteilnehmer und im Zivilberuf Lehrer. Unmittelbar am Mann standen nur die drei Zugführer, in der Regel Oberleutnant. Kaum dreißig Jahre alt, hatten sie alle zwölf Jahre als Unteroffizier gedient und waren zu Lehrern an den Heeresfachschulen ausgebildet worden. Nie mehr habe ich ein solches Potential hochqualifizierter Ausbilder erlebt. Die waren so gut, dass sie keine Unteroffiziere brauchten. Als Hilfsausbilder nahmen sie uns, die damals vierzehnjährigen Jungschützen in die Pflicht. Vor allem: Es gab nichts, was sie nicht persönlich mit- oder vormachten. Das galt für alle Ausbildungsgebiete, vom Frühsport über das Exerzieren, die Schießausbildung und den Geländedienst. Und wenn die Kompanie antrat und dem Chef gemeldet wurde, dann waren die Offiziere selbstverständlich eingetreten. Auf diese Weise haben sie uns ein Gefühl für die Bedeutung des Formalen anezogen. Auch hier liegt ein Problem, mit dem wir uns heute schwer tun. Zusammenfassend könnte man sagen. Wir Deutschen sind von Anbetern zu Verächtern der Form geworden. Dabei flüchten wir in die Ausrede, es käme auf das „Eigentliche“ an und verkennen, dass der Inhalt immer auch der Form bedarf.

Doch zurück zu dem Wesentlichen der deutschen Unteroffizierschulen: Das war der Schulunterricht, 6 bis 10 Stunden in der Woche, bestritten durch die dafür ausgebildeten Fachschullehrer. Der Abschluss nach drei Jahren sollte der Mittleren Reife entsprechen. Die Anerkennung dafür zu erlangen, stellte sich für nicht wenige der Absolventen nach dem Krieg als schicksalhaft dar. Manche sind auf dieser Grundlage zum Studium zugelassen worden. Das Wichtigste aber, das ich mit Rückblick auf jene Zeit weitergeben möchte: Dies war nicht der böse Kommiss der Schleiferei, gar der Missachtung der Würde des Menschen. Es war Innere Führung kraft gekonnter Dienstaufsicht – ohne dass man sich damals dieses Begriffes bediente. So haben wir – ich war als junger Hauptmann dabei – 1957 im Handbuch Innere Führung (auf Seite 169) formuliert: „Innere Führung ist keine Erfindung der Bundeswehr. Sie ist nur ein neuer Begriff für ein Bündel von Führungsaufgaben, die es zu allen Zeiten in der Truppe gegeben hat, die uns heute aber in neuer Form nachdrücklicher als früher gestellt sind“.

Wenn ich schon ein solches Loblied auf das Innere Gefüge der damaligen Unteroffizierschule anstimme, so darf kein Zweifel aufkommen, dass es in der Wehrmacht leider auch schwere Verstöße gegen die gebotenen Grundsätze soldatischer Menschenführung gegeben hat. Ich habe sie persönlich bitter erfahren müssen. Gar schnell hatte ich erkannt, dass solche Missstände fast immer auf mangelnde Dienstaufsicht zurückzuführen waren. Nicht zuletzt dies hat mich dazu bestimmt, beim Aufbau der Bundeswehr mit meinen frischen Erfahrungen aus dem Bundesgrenzschutz in der Stabsabteilung Innere Führung mitzuwirken. Und von Anbeginn hielt die Bundeswehr an einer unseligen Gepflogenheit fest, der Diskrepanz von Auftrag und Mitteln. Die fand ihren stärksten Ausdruck in der von der Politik verkündeten Parole „Aufstellung geht vor Ausbildung“.

Leider wurde die Aufgabe der Ausbildung – vor allem die der Führerausbildung – unter diesem Rahmen noch durch ein ungesundes Spannungsverhältnis von Truppe und Stäben erschwert. Nichts schadet dem guten Geist in der Truppe mehr. Die Gefahr einer solchen Entwicklung erscheint mir, bedingt durch die Transformation, größer denn je. Das wirksamste Mittel dagegen sehe ich in einer zielbewussten Traditionspflege der überschaubaren soldatischen Gemeinschaft, dem Regiment und dem Bataillon, welche die Stäbe einschließt. Der Begriff der Transformation ist sicher der dominierende für die Herausforderungen, denen wir uns zu stellen haben. Neu ist jedoch nur der Begriff, nicht die Aufgabe. Immer kam es in der deutschen Militärgeschichte darauf an, die Armee den veränderten Rahmenbedingungen anzupassen. Aus meiner Sicht sollten wir uns darauf konzentrieren, aus der unvermeidbaren Reduzierung und damit der Abkehr von der Quantität mehr Qualität zu gewinnen. Da liegt vor allem die Aufgabe der militärischen Führerausbildung.

Lassen Sie mich abschließend mein Engagement für die militärische Führerausbildung in einen größeren Zusammenhang stellen, nämlich auf die uns drohende Weltwirtschaftskrise. Da mag die Frage aufkommen: **Haben wir keine anderen Sorgen als die in unserem Stiftungszweck verankerte Förderung der Pflege bundeswehreigener Tradition?** Natürlich haben wir die! Aber auch den unmittelbar mit der Wirtschafts- und Finanzkrise konfrontierten Politikern scheint immer stärker bewusst zu werden: Es geht hier nicht nur um **ein Problem von Angebot und Nachfrage**. Das war schon den großen Denkern bewusst, die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Konzept der sozialen Wirtschaft entwickelten. Einer von ihnen, der Genfer Nationalökonom Wilhelm Röpcke hat folgerichtig seinem Alterswerk den Titel „Jenseits von Angebot und Nachfrage“ gegeben. Damit knüpft er an das Bibelwort an: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort Gottes“. In unserer säkularisierten Welt wäre das „Wort Gottes“ wohl verständlicher zu umschreiben mit „von der Integration in die Gemeinschaft.“ Den Weg dazu haben wir uns wiederum durch falsche Begriffe verstellt. Wir sprechen stattdessen von einer „Gesellschaft“, von der weder im Grundgesetz noch im Soldatengesetz die Rede ist.

Können wir dieser Aufgabe gerecht werden? Ja, aber wohl nur dann, wenn wir uns diese durch klare Sprache und Begriffe bewusst machen. Dazu sollten wir uns auf Clausewitz besinnen – und da auf seine Mahnung: **Nur das Einfache hat Erfolg – und das Einfache ist immer schwer!** So schließe ich mit dem Ruf: Gott schütze unser deutsches Heer! Möge er den für die Führung des Heeres verantwortlichen Führern die geistige Kraft und die Weisheit geben, das Einfache, den rechten Weg zwischen Kontinuität und Wandel zu erkennen und uns dahin zu führen.